

Wirkliche oder willkürliche Wirklichkeit?

Die Geschlechterfrage zwischen Wissenschaft, Politik und Ideologie

von Dirk Schulz



Dr. Dirk Schulz ist Geschäftsführer der zentralen wissenschaftlichen Einrichtung GeStiK – Gender Studies in Köln der Universität zu Köln.

Der Weg der Paradoxe ist der Weg zur Wahrheit. Um die Wirklichkeit zu prüfen, muss man sie auf dem Seil tanzen lassen.

Oscar Wilde, 1890

Es scheint mir die Möglichkeit zu geben, die Fiktion in der Wahrheit zum Arbeiten zu bringen, mit einem Fiktions-Diskurs Wahrheitswirkungen hervorzurufen und so zu erreichen, daß der Wahrheitsdiskurs etwas hervorruft, ‚fabriziert‘, was noch nicht existiert, also ‚fingiert‘.

Michel Foucault, 1978

Bezüglich der Geschlechterfrage bzw. angesichts der vielfältigen unterschiedlichen Ansichten und Debatten hierzu lassen sich Widersprüchlichkeiten und Kontroversen nicht übersehen. Und sicher auch nicht vermeiden. Die hitzigen öffentlichen Debatten zu Gender Mainstreaming und zur „Homo-Ehe“, zur „weiblichen“ Anrede aller Mitarbeiter/in-

nen der Universität Leipzig und den „Jungen“ als Verlierer in einem „feminisierten“ Bildungssystem, zu „Männern“ als „Opfer“ der Emanzipation und den Forderungen nach Frauenquoten oder auch die Sexismusdebatte in Folge der verbalen Übergriffe Rainer Bröderles, sind dadurch gekennzeichnet. Medial gestalten sich die Kontroversen immer wieder als eine Gegenüberstellung von Sachlichkeit und Emotion, Faktenlage und Ideologie, Notwendigkeit und Unsinn und – als Ausgangspunkt all dieser showdowns – von Frauen und Männern. Die Diskussionen, Artikel, Streitschriften, Glossen und Kommentare sind geprägt von den jeweiligen Bemühungen um eindeutige Grenzziehungen und einer klaren Bestimmbarkeit von naturgegebenen Ungleichheiten der Geschlechter einerseits und kulturell geprägten Konventionen andererseits. Immer wieder wird die Frage aufgeworfen, welche Unterschiede nicht geleugnet werden dürfen bzw. können und welche verhandelbar sind. Erkennbar in den vielen Diskussionen ist zudem, dass eine verordnete Political Correctness hier ebenfalls an ihre Belastungsgrenzen stößt.

Verunsicherung der „binären Geschlechterordnung“

Der „Geschlechterkampf“ bzw. die grundsätzlichen Differenzen von Männern und Frauen sind in einer essentiell heteronormativen Logik demnach nur sozio-historischer Ausdruck eines biologisch-hormonellen Programms und kein gesellschaftlicher Missstand. In einer solchen Vorstellung von Geschlechter-Komplementarität muss die mittlerweile gesellschaftlich erwartete Political Correctness – die sich demnach als artifizielle „Gleichmacherei“ von Männern und Frauen geriert – einen großen Unbill erzeugen. Schließlich muss durch die Political

Correctness – „Wir sind alle gleich“ – eine Grundlage des heterosexuellen Geschlechterverhältnisses ständig verleugnet, ja sogar verkehrt werden. Die nun durchgängig „weibliche“ Anrede von Mitarbeiter_innen an der Universität Leipzig wird von Vielen als absurd angesehen. Doch was macht diesen Schritt „lächerlicher“ als das unterstellte Mitgemeint-sein von Frauen in einer „männlich“ geprägten Rhetorik der deutschen Sprache? Die zumeist nicht eingestandene Widersprüchlichkeit und Artifizialität durch unsere symbolische Ordnung von Identitäten wird hier lediglich offen gelegt: Sprache schreibt zum einen Bedeutung zu, ihr ist aber keine Bedeutung inhärent. Unsere Identitätsverständnisse beruhen daher allein auf ihrer Naturalisierung durch Wiederholungen und Konventionen. Die „weibliche“ Anrede ist daher vor allem nur eine Gewöhnungsfrage, eine Umkehr, die gleichzeitig die Künstlichkeit von Sprache per se ausstellt.

Was die meisten Debatten in besonderer Weise prägt, ist das Bemühen um eine Grenzziehung von einerseits zu Recht zu sanktionierenden Formen des Sexismus und dem fälschlicherweise tabuisierten Prinzips des „Gegensätze ziehen sich an“ als der zugrundeliegenden „Natur der Heterosexualität“ andererseits. Gerade in letzter Zeit schlägt die – vor allem durch feministische und queere Interventionen herbeigeführte – Verunsicherung der binären Geschlechterordnung, ihre grundsätzliche Hinterfragung von Heteronormativität als naturgegeben sowie ihre Dekonstruktion essentieller Identitätsvorstellungen in den öffentlichen Debatten daher offenkundig in massive Gegenwehr um. Diese äußert sich vielerorts in Empörung und Aggression oder aber in den politischen und medialen Versuchen, feministische und/oder queere Diskursbeiträge als absurd auszugrenzen und als „aus der Luft gegriffen“ lächerlich zu machen. Die Verteidigung der heteronormativen Geschlechterordnung ist beispielhaft abzulesen an Russlands Verbot der öffentlichen Thematisierung bzw. Artikulierung gleichgeschlechtlichen Begehrens, in den Massendemonstrationen in Frankreich gegen die „Homo-Ehe“, aber auch in hiesigen Protesten und Bedenken gegenüber Sorge- bzw. Adoptionsrecht gleichgeschlechtlicher Beziehungen. Denn vielmehr als die Verhandlung von „glei-

chen“ Rechtsansprüchen ist die Infragestellung der Natürlichkeit, Normalität und Souveränität von „Heterosexualität“ und der essentiellen Zweigeschlechtlichkeit, auf die sie gründet, das Problem, das sich in den massiven Protesten gegen die „Popularisierung“, Normalisierung und Gleichstellung von Homosexualität niederschlägt.

Warum Homosexualität marginalisiert wird

Gleichgeschlechtliches Begehren provoziert die Geschlechterfrage in besonders markanter Weise, weil sie sich eben nicht an die mehrheitlich vorausgesetzte Triade binärer Geschlechts-, Gender- und Begehrendispositionen binden lässt. Ihre deterministische Logik – die anatomisch-biologische Differenz von Frauen und Männern bringt per se Verhaltens- und Kompetenzunterschiede mit sich und produziert und strukturiert das Begehren nach dem „Anderen“ – behält eben nur in dieser Komplementarität und Bezogenheit aufeinander ihre wesentliche Signifikanz. Verstanden als eine sexuelle Möglichkeit unter vielen, könnte gleichgeschlechtliches Begehren nicht nur die angenommene Natürlichkeit der heterosexuellen Geschlechter- und Begehrensordnung entkräften, sondern eben auch die geläufigen Erwartungs- und Identifikationsmuster geschlechtlicher Identitäten durcheinander bringen, die sich auf zwei mögliche „Geschlechtskörper“ beruht und daraus essentielle Eigenschaften und Praxen ableitet. Also muss Homosexualität – und mit ihr folglich auch alle anderen Begehrens- bzw. Geschlechterperformanzen, die diese heteronormative Matrix von Sex problematisieren – ob nun als „Inversionen“, „Perversionen“ oder „genetische Defekte“ immer wieder als deviant markiert, kategorisiert und marginalisiert werden.

Die unterstellte kategoriale Andersartigkeit und Abgrenzung von Homosexualität – so als ließen sich nicht unendlich viele unterschiedliche Potenziale, Muster und Praxen von Geschlecht, Gender und Begehren in allen zwischenmenschlichen Begegnungen finden – ist also unabdingbar für das Fortbestehen einer „zweigeschlechtlich codierten Gesellschaft [...]“, die sich gerade dadurch

auszeichnet, dass sie durch und durch dem zweigeschlechtlichen Code unterliegt“ (Rendtorff 2000, S. 44). Deshalb wertet beispielsweise das Argument, dass jedes Kind Mutter und Vater braucht, die Vorstellung, dass Familie aus einer solchen personellen Konstellation bestehen sollte oder sogar muss, nicht nur Homosexualität als minderwertig oder fehlerhaft ab. Es setzt als Prämisse ebenfalls voraus, dass Weiblichkeit und Männlichkeit essentiell binäre Körperlichkeiten und Seinsweisen darstellen, die eindeutig und dauerhaft erkenn- und zuschreibbar sind. Nur die Annahme, dass Männer und Frauen zwei jeweils gegensätzliche Wesenheiten verkörpern und die Identifikation mit einem Geschlecht nicht nur möglich, sondern auch notwendig ist, macht aus dem Argument eine unabdingbare Voraussetzung für eine „gesunde“ Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Auch in dieser Sorge zeigt sich, dass „die Ausgestaltung von Geschlechtstypen, die eigene Zuordnung dazu und auch die normativen Zuschreibungen zu diesen ‚Typen‘ die Aufgabe haben, die [als notwendig erachtete] geschlechtliche Ordnung immer wieder aufs Neue zu befestigen“ (ebd., S. 44).

Die empfundene Bedrohung des zweigeschlechtlichen Codes findet sich ebenso in der vielfach geäußerten Sorge über die „Verweiblichung“ bzw. „Entmännlichung“ der Jungen in einem feminisierten Bildungskontext wieder oder auch in der vielfachen Unterstellung, „der“ Feminismus und/oder „die“ Gender Studies seien „männerfeindlich“. Diese Wahrnehmungen setzen eine klare Bestimmbarkeit und Separation von Männlichkeit und Weiblichkeit voraus, die sie an ebenfalls eindeutig identifizierbare Geschlechtskörper und daraus abgeleitete, durch genetische Programme und Hormone naturgegebene Eigenschaften koppeln. Aber wer spricht hier über und für wen? Wer kann für „die Frauen“ oder „die Männer“ sprechen? Und warum wird so



viel über die Geschlechterfrage gesprochen, ohne grundsätzlich und ernsthaft ihre binäre Ordnung in Frage zu stellen? Es geht vor allem darum, das Wort zu er- und Recht zu behalten und somit die Meinungshoheit über ein Thema zu gewinnen, das sich als besonders komplexer Diskurs und durch seine ständige Diskursmultiplizierung auszeichnet. So zeigen unter anderem postkoloniale Theorien, Disability Studies, queere und subalterne Beiträge sowie die Intersektionalitätsforschung ständig die vielfältigen Perspektivierungsnotwendigkeiten des Diskurses über Geschlecht und Sexualität.

Gesellschaftliche Erwartungen an geschlechtliche Identität

Der Diskurs ist nach Michel Foucault immer „dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, derer man sich zu bemächtigen sucht“, um „die Herrschaft über die Meinungen zu gewinnen, um durch ‚Ausschlussprozeduren‘ zu bestimmen, was innerhalb und was außerhalb der Wahrheit liegt“ (vgl. Foucault 1974, S. 12 u. 29). Zeigt also das Bemühen um Meinungsherrschaft und die Aufregung in den öffentlichen Genderdebatten nicht genau ein unterschwelliges Wissen um die Fragilität und Konstruktivität von heteronormativen Identitäts- und Denkmustern? Wenn Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität so essentiell und selbstverständlich sind, müssten Gesellschaften dann nicht auf eine natürliche Regulierung vertrauen dürfen und gelassener mit angenommenen Minderheiten und Abweichungen umgehen können?

„Das Problem sieht so aus: wie kommt es, daß in einer Gesellschaft wie der unseren die Sexualität nicht einfach das ist, was für die Fortpflanzung der Art, der Familie, der Individuen sorgt? Nicht einfach etwas, was Lust und Genuß bereitet? Wie kommt es, daß sie als der privilegierte Ort angesehen worden ist, am dem sich unsere tiefe ‚Wahrheit‘ ausspricht oder ablesen läßt?“ (Foucault 1978, S. 176) In einer queeren Denkrichtung wird „unsere tiefe Wahrheit“ – so sehr man sich auch um wissenschaftliche bzw. „objektive“ Zugänge bemüht – aber eben nicht ablesbar, sondern wird uns im Gegenteil durch normative Zuschreibungen einverleibt. Nicht unsere Körper erzeugen geschlechtliche und sexuelle Identitäten, sondern gesellschaftliche Erwartungen und Sanktionen. Bieten dichotome Kategorien für unser geschlechtliches und sexuelles Sein und Werden dann überhaupt Orientierungshilfen? Oder produzieren sie durch ihre Insistenz auf Eindeutigkeit nicht vielmehr immer wieder Momente der Entfremdung und Irritation? Worauf verzichten wir? Welcher Teil von uns ginge verloren, wenn wir die binäre Geschlechterordnung anzweifeln? Diese Fragen stellen sich insbesondere dann, wenn es sich doch so offenkundig um eine Ordnung handelt, die immer wieder aufs Neue beschworen und bestätigt werden muss. Werden wir aber nicht immer wieder enttäuscht und desorientiert, eben weil diese Ordnung symbolisch und performativ verfasst ist? Wird die Klarheit und Grundsätzlichkeit der kategorialen Zuschreibung von geschlechtlichen und sexuellen Identitäten durch unsere alltägliche Erfahrungswelt nicht immer wieder frustriert?

Theorien werden lächerlich gemacht

Geschlechterforschungen und -theorien erscheinen in einem herkömmlichen Bild von einer „reinen“ Forschung verdächtig, weil sie etablierte Trennlinien zwischen wissenschaftlichem Objektivitätsanspruch, ideologischer bzw. politischer Ausrichtung und persönlichen Zugängen unterlaufen. Dabei ist nicht die Suche nach einer endgültigen und objektiven Wahrheit, Definition oder Essenz Ausgangspunkt für die Erforschung

von Geschlechterkonzepten, -performanzen und -verhältnissen. Vielmehr wird „die grundlegende historische Kontingenz aller Wissensansprüche und Wissenssubjekte“ vorausgesetzt und ausgestellt und somit „eine kritische Praxis zur Wahrnehmung unserer eigenen bedeutungserzeugenden Darstellungen“ entwickelt, „die einer ‚wirklichen‘ Welt die Treue halten“ kann (Vgl. Haraway 1995, S. 78f.) Der wiederkehrende Vorwurf einer unwissenschaftlichen Selbstreferentialität und biographisch-politischen Motivation von Geschlechterforschungen verkennt genau dieses Bemühen, „einer ‚wirklichen‘ Welt die Treue zu halten“. Das Eingeständnis von Partialität, Perspektivierung, Widersprüchen, unterschiedlichen Zugangsmöglichkeiten und -weisen sowie ihre Begrenzungen gehört zu den Gender Studies und ermöglicht gerade deshalb die immer wieder notwendige Hinterfragung von kanonisierten und naturalisierten Wissensdiskursen. Die Suche nach Wahrheit, Wirklichkeit und Wissen bedeutet nicht allgemein- und endgültige Naturgesetze, Fakten und Identitäten zu finden, sondern die Bedingungen zu analysieren, unter denen ihnen Bedeutung zukommt oder aberkannt wird.

Viele der öffentlichen Debatten machen jedoch deutlich, dass die Infragestellung der etablierten Annahme von natürlicher Zweigeschlechtlichkeit, die Kritik an heteronormativen und hierarchisierenden Ordnungsmustern sowie Fragen von gleichberechtigter Partizipation und Repräsentation auch immer wieder einen empfindlichen Nerv treffen. So werden viele Bemühungen und Einflüsse der Gender und Queer Studies in der öffentlichen Debatte lächerlich gemacht oder attackiert „aus dem tief sitzenden Wunsch, die binäre Geschlechterordnung als natürliche oder notwendige beizubehalten, aus ihr eine Struktur zu machen, der sich, sei sie nun natürlich oder kulturell oder beides, kein Mensch widersetzen und dabei menschlich bleiben kann. Wenn eine Person [...] einen kritischen Standpunkt dazu einnimmt und [dieser] lesbar ist, dann entsteht Gewalt offenbar genau als das Verlangen, diese Lesbarkeit zu zerstören, ihre Möglichkeit in Frage zu stellen, sie unwirklich und unmöglich zu machen“ (Butler 2009, S. 62).

„Wissenschaftlich“ oder „unwissenschaftlich“?

Im Bemühen, die Zweigeschlechterordnung als natürliche oder notwendige beizubehalten, werden die Erkenntnisse und Theorien der Gender Studies allzu oft als „unwirklich“ und „realitätsfremd“ von den öffentlichen Debatten fern gehalten bzw. als „unwissenschaftliche“ Fiktionen, Ideologien und Utopien aus dem „Wahren“ ausgeschlossen. So werden zu meist genau die Forschungsergebnisse herbeigezogen, die grundlegende und natürliche Geschlechterdifferenzen zu bestätigen scheinen. In der „Beweisführung“ werden dabei die Naturwissenschaften oft gegen die Geistes- und Sozialwissenschaften ausgespielt. Die Idee dahinter scheint zu sein: Naturwissenschaften wissen um die Wirklichkeit, die Anderen diskutieren darüber. Aber auch hier lässt sich die kategorische Trennlinie nicht essentiell ziehen, denn viele Naturwissenschaftler_innen sind auch Gender Theorien gegenüber aufgeschlossen bzw. beteiligen sich daran und umgekehrt.

In Bezug auf die dem Artikel vorangestellten Zitate möchte ich daher eher fragen, warum wir nicht „die Fiktion in der Wahrheit zum Arbeiten bringen“ und den „Weg der Paradoxe“ gehen? Nicht um Chaos herbeizuführen, sondern um uns um mehr Möglichkeiten von Daseinsformen und -berechtigungen zu bemühen, statt immer wieder auf eine endgültige, eindeutige Klärung bzw. Bestätigung der Binartität der Geschlechter zu hoffen, die ständig frustriert wird. ♦

Literatur

- Butler, J.: Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, Frankfurt a. M. 2009.
- Foucault, M.: Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a. M. 1974.
- Foucault, M.: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978.
- Haraway, D.: Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Dies.: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt a. M./New York 1995, S. 73–97.
- Rendtorff, B.: „Braucht die weibliche Identität einen Körper – oder Anatomie ist Schicksal?“ In: Frankfurter Frauenschule (Hg.): Die Frage der Sexuierung, Königstein/Ts. 2000, S. 43–65.